

Supernova oder Schwarzes Loch? Perspektiven der Medienkonvergenz

Essay für das Jahrbuch
Deutscher Multimedia Award
"Interaktive Trends 2009/2010"

Von Bodo Hombach

Von Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) heißt es, er habe sich eines Tages in mathematischem Übermut gefragt, ob man auch rechnen könnte, wenn uns die Vorfahren nicht zehn, sondern nur zwei Ziffern vererbt hätten. Und siehe da, es funktionierte. Er zählte 0 und 1 und musste für die 2 eine neue Stelle eröffnen. Sie hieß also 10 („eins – null“). 11 entsprach der 3, 100 der 4, und so ging es weiter. Das Dualsystem war erfunden. Es war ein wenig unbequem. Die Zahlen wurden länger, aber man konnte im binären System alles rechnen, was auch im Dezimalsystem möglich war. Vielleicht war Leibniz an jenem Tag ein wenig stolz auf sich. Sicher wäre er es gewesen, wenn er zwei Jahrhunderte in die Zukunft hätte sehen können.

Da nämlich hatten andere kluge Köpfe die Elektrotechnik entwickelt, und auch sie kannte nur zwei Zustände: „Strom fließt“ (= 1) und „Strom fließt nicht“ (= 0). Zwei völlig verschiedene Bereiche menschlichen Forschens begegneten sich und winkten sich aus der Ferne zu. Sie sprachen eine neue Sprache und kamen mit zwei Vokabeln aus. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann sie konvergieren und fusionieren würden.

Konrad Zuse tat den entscheidenden Schritt. Er kodierte Buchstaben, Zahlen und Zeichen in Bit-Mustern aus Nullen und Einsen und jagte sie durch die Kabel seiner Rechenmaschine. Die Schalt-Algebra sorgte für logische Verknüpfungen. Die technischen Werkzeuge verfeinerten sich. Aus Röhren wurden Transistoren, aus diesen Mikrochips mit Millionen Halbleitern auf mikroskopisch kleinem Raum. Das digitale Zeitalter war angebrochen und bricht noch immer an. Schon jetzt ist klar: Nach der Zähmung des Feuers und der Erfindung der Schrift ist die des Computers der folgenreichste Schritt in der Geschichte der menschlichen Zivilisation, dicht gefolgt und vermutlich noch überboten durch die Entzifferung des Genoms.

Nun gibt es eine Maschine für alle. Durch bloßes Umprogrammieren erledigt sie die unterschiedlichsten Aufgaben. Ein und dasselbe Gerät kann rechnen, Musik erzeugen, alle nur denkbaren Prozesse steuern und unschlagbar Schach spielen. Es geleitet Raumschiffe zum Mars und wieder zurück. Es lenkt die Hand des Chirurgen und simuliert komplexe Entwicklungen. Es baut und optimiert sich selbst. Es scannt die akustischen und optischen Signale der analogen Welt und übersetzt sie in seine digitale Sprache. Es speichert, kombiniert, mischt die so entstehenden Muster und gibt sie an andere Geräte weiter, zuletzt an den Menschen. Es ist das ultimative Medium, und da auch die Verbindungswege per Kabel, Funk und Satellit keine Grenzen von Zeit und Raum mehr respektieren, ist es jederzeit und überall verfügbar, wenn ihm nicht antiquierte politische Hindernisse im Weg stehen. Der Computer ist ein Depp mit Spezialbegabung, er kann nur zwischen Eins und Null unterscheiden; dies aber erstaunlich schnell.

Wer Eins und Eins zusammenzählen konnte, wusste spätestens Mitte der 1990er Jahre, dass sich die Medienwelt explosiv diversifizieren würde. Telekommunikations- und Unterhaltungsindustrie boten dem Konsumenten täglich neue Distributionsformen an. Innerhalb eines Jahrzehnts lernten die klassischen Medien die neue Sprache der Bits und Bytes. Fernseh- und Radiogeräte, Schreibmaschinen, Plattenspieler verwandelten sich in Computer. Die Herstel-

lung von Zeitungen und Büchern war auf langer Strecke nur noch virtueller Schaltzustand und verwandelte sich erst im letzten Moment in Papier und Druckerschwärze. Das Internet erübrigt nun auch noch diese Phase. Die neue Generation liest online oder „blättert“ im e-Book, vielleicht nostalgisch verziert mit elektronischem Rascheln und Knistern. Sämtliche Medien, für die man noch kürzlich einen ganzen Gerätepark benötigte, kuscheln nun im federleichten „Palmtop“, öffnen sich per „touch“, sind jederzeit verfügbar, aktuell und überall. Der früher fundamentale Unterschied zwischen Arbeitsplatz und Wohnzimmer, daheim und unterwegs, Job und Unterhaltung spielt keine Rolle mehr. Die einzige noch verbliebene Konstante in der Welt des Medienkonsums ist die begrenzte Lebenszeit der Konsumenten. Um sie finden die Verteilungskämpfe der nächsten Jahrzehnte statt.

Und genau hier entwickelt sich vermutlich eine ganz andere Perspektive. Die eingeübten Wahrnehmungsschemata der Leute widersetzen sich der technischen Machbarkeit. Ein Cinemascope-Film wie „Weites Land“ taugt nicht auf dem Handy. Bi- und trimediale Reporter merken, dass das Medium eben nicht nach allen Seiten offen ist, sondern sich seine adäquaten Inhalte sucht. Auf die Phase ungehemmter Expansion könnte eine der Konzentration folgen. Schon jetzt ist erkennbar, dass die Ausweitung der Quantität nicht mit einer solchen der Qualität einhergeht. Die Konvergenz öffentlich-rechtlicher und kommerzieller Anbieter führt nicht etwa zur allgemeinen Anhebung des Niveaus, sondern zur „Hochauflösung“ in „Mehr-desselben“ und Massengeschmack. Die Konvergenz in Spartenkanäle und die beliebige Nutzung des Internets führt nicht zur Ausweitung des Horizonts, sondern zu Wirklichkeitsverlust und „einseitiger Ernährung“. Wer z.B. auf die praktische Frühstückszeitung verzichtet, weil er meint, im Internet sei ja all das auch enthalten, wird eine entscheidende Kulturtechnik nicht mehr erlernen, nämlich zu finden, was er nicht gesucht hat. Die Supernova der neuen Medien könnte zum Schwarzen Loch mutieren, dessen saugender Wirbel alles zerfasert und als zerfallene Masse verschluckt.

Konvergenz im Medienzeitalter muss den „Nutzer“ als eigentlichen Souverän ernst nehmen. Zu viele Funktionen erzeugen Widerwillen, und wer will sich schon andauernd klobig fühlen, weil er die winzigen Tasten nicht mehr trifft. Eine Fernbedienung, die acht Geräte steuert, behält zu viele Geheimnisse für sich, und wenn der 16-Gigabyte-USB-Stick – kaum größer als ein Daumennagel – in der Ritze der Fahrstuhlür verschwindet, verliert auch fortschrittlichste Technik ihren Charme. Der Mensch ist nun mal kein Minigerät mit Maxiausstattung, sondern eher umgekehrt. Das Medienhaus der Zukunft ist kein Wühltisch für unzählige glitzernde Alleskönner im Spielzeuglook, sondern eine Tanzschule, die ihren Angeboten das sinnvolle Miteinander beibringt.

Leibniz währte sich in der „besten aller möglichen Welten“, nicht weil er deren Übel naiv leugnen wollte, sondern weil er an einen Zusammenhang zwischen Gut und Böse glaubte. Das Gute sei nur zum Preis der Existenz von Übeln zu haben. Dann wären auch Expansion und Konvergenz der Medien Potentiale in einem nicht endenden Prozess der ständigen sich überbietenden Entwicklung. Man darf gespannt sein. Schon jetzt treiben sich auf den Flohmärkten Vinyl-Freaks herum, die eine wunderbare Langspielplatte erstehen. Sie tragen sie behutsam nach Hause, legen sie auf den Teller, setzen zärtlich den Tonab-

nehmer auf und lauschen der knisternden Musik, die sich Rille um Rille in die Mitte bewegt... Vielleicht sind sie die Modernen von übermorgen, denn sie haben etwas Wunderbares wiederentdeckt: In der Liebe sind Widerstand und Umweg die kürzeste Verbindung.

„Warum hat es so lange gedauert“, fragte ein Optimist, „bis der Mensch auf der Bildfläche der Evolution erschien?“ – „Ist doch klar“, antwortete ihm ein Pessimist: „Der Liebe Gott ahnte, was da im Gange war, und versuchte, es mit allen Mitteln zu verhindern. Er ist gescheitert, und nun haben wir die Bescherung.“